

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 53 (1949-1950)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Wie man sich in der Schweiz das Neujahr anwünscht  
**Autor:** Stoecklin, A.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664114>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 30.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Wie man sich in der Schweiz das Neujahr erwünscht

Die in allen Ländern heimische Sitte, seinen Freunden und Verwandten zum neuen Jahr Glück zu wünschen, gehört zu den alten lieben Bräuchen, die mit der Jahreswende verbunden sind. Wir wünschen heute einander das gute Jahr an, ohne an den uralten Glauben zu denken, jeder Wunsch für die unerforschte Zukunft sei zauberkräftig, bewirke Segen und bewahre vor Bösem. Die Sitte des Anwünschens geht auf vorchristliche Zeit zurück; sie ist schon bei den alten Babyloniern zu finden und wurde im Pharaonenreich der alten Ägypter sowie von den Römern gepflegt. Von dort drang sie ins Christentum und in die mittelalterliche europäische Kultur. Unsere Vorfahren übten sie früh. Schon im ausgehenden Mittelalter sind bei uns alle Formen des Glückwunsches vorhanden, die heute noch bestehen: schriftliche und gedruckte Neujahrskarten, mündliche Formeln, Sprüche und Lieder.

Ein anmutiger Brauch ist uns in alten Neujahrblättern des 15. Jahrhunderts zum Teil baslerischer Herkunft, den Vorläufern unserer Neujahrskarten, erhalten. Es sind Holzschnitt-*Unika*, die den Anfang des Bilderdrucks darstellen und in unseren Kupferstichkabinetten und Bibliotheken als wertvollste Schätze behütet werden. Nach christlicher Gewohnheit wurde damals das Neujahr an Weihnachten gefeiert, und daher ist auf diesen primitiven Blättchen, die in alle Lande flogen, das Christuskind selber als Wunschansager und Glückbringer dargestellt. Es sitzt auf einem Kissen, erhebt segnend die kleine Hand oder weist auf ein Spruchband, auf dem sein inniger, einfacher Wunsch zu lesen ist: „En guot selig iar.“

Die älteste Form des Glückwunsches ist jedoch die mündliche. An den allgemein üblichen, noch heute beliebten Neujahrswunsch fügten sich durch persönliche Betätigung mit der Zeit weitere, dem poetischen und religiösen Bedürfnis entsprechende Zusätze, bis er zu den festgeprägten Formeln erstarrte, die heute älteren Leuten noch geläufig oder doch vom Hörensagen bekannt sind. Auf dem Lande wird noch streng darauf

geachtet, daß man beim „Neujahrswünsche“ die Hand reicht und daß der altväterische Spruch mit Wärme und würdigem Ernst, unverfälscht und fehlerfrei, vorgetragen wird. Stottern oder gar steckenbleiben darf man nicht, sonst „balget“ die Mutter; zu Großmutter's Zeiten glaubte man noch, ein fehlerhaft gesprochenen Wunsch bringe ein schlechtes Neujahr. Heute äußert sich die Tendenz, die älteren Formeln aufzulösen, sie zu verkürzen oder durch modernere, knappere und bequemere zu ersetzen. Die Alten drücken über die Vernachlässigung der altehrwürdigen Sprüche ihr Bedauern aus und können es nicht fassen, daß die heutige Generation es fertig bringe, die Mitmenschen bei dem so wichtigen Zeitabschnitt „kurz und trocken“ mit einem „es guets Neus“ oder gar mit dem burlesken „Profit“ zu begrüßen.

Weitverbreitet war früher allenthalben das Anwünschen des Neujahrs im Gesang. Das An-singen der Kinder und armer Erwachsener war lange alter Brauch und altes Recht. Die Neujahrssänger (besonders Knaben) wurden als gern gesehene Gäste freundlich empfangen und reichlich bewirtet. Man gab immer viel und ehrte die Sitte. Die Kleinen sagten ihr wichtiges Sprüchlein auf, oder sie sangen ihre herzigen Liedlein, so in Berg:

«Chum, heiligs Christkindeli,  
Vom Himmel herab,  
Gott gäb üs allne e säligs nüs Jahr!»

Heute ist der liebliche Brauch aus der guten alten Zeit beinahe verschwunden. Und es ist schade, denn was könnte Ersatz bieten für die beglückenden treu gemeinten Kinderwünsche.

Das An-singen um die heilige Zeit auch in anderen Formen reicht in der Schweiz weit zurück. Aus alten Erlassen von Luzern, St. Gallen, Solothurn und Freiburg erfahren wir, daß zum Beispiel das Kurrendesingen schon im 14. Jahrhundert üblich und geschätzt war. In Begleitung ihrer Lehrer zogen die Kurrendanen (Chorschüler) im Land herum und pflegten zwischen Weihnachten und Dreikönige das An-singen und das Sternsingen. Der Ausdruck „Kurrendesingen“ ist bei uns nicht gebräuchlich, dafür sind das

„Ommesinga“, das „Wienacht- und Altjahr-  
singen“, „Das Guetjahr-“ und das Nuwjarssin-  
gen“ auf dem Lande vertraute Begriffe. Das  
Ansingens hat sich in unsern stillen Bergtälern  
noch erhalten. Greise erinnern sich noch, wie die  
Dreikönige mit goldenen Kronen und prächtigen  
Gewändern geschmückt in die Häuser ein-  
kehrten. Man sah es vielfach als Ehrensache an,  
beim weihnachtlichen Ansingens dabei zu sein,

und oft nahmen angesehenere Männer daran teil.  
Vielorts übte der Schulmeister den ganzen  
Christmonat hindurch die Lieder mit seinen  
Schülern ein, und zu den Proben fanden sich  
gern auch alte Leute ein. Er dichtete meist selber  
ein Neujahrslied hinzu. Im Kanton Thurgau  
sang am Silvester der Lehrer mit seinen Schü-  
lern das alte Jahr aus und das neue ein.

A. Stoecklin

## Silvesterabend mit Marokko-Schweizern

Alle die Marokko-Schweizer hatten sich einge-  
funden, aus Rabat, aus dem Norden Marokkos  
waren sie gekommen, um auf der Schweizerfarm,  
die acht Kilometer von der Stadt entfernt lag,  
Silvester zu feiern. Sie waren alle auf langen,  
breiten Straßen, durch ungewegsame Feldwege  
und über öde Sandstrecken gekommen, nicht wie  
ehemals in flinken Autos, sondern in allen Ar-  
ten von Behältern; Pferde und Benzin waren  
bereits knapp und durften nur noch im Dienste  
der Landesversorgung benutzt werden, denn man  
schrieb das Jahr 1940/41, kurze Zeit bevor die  
Alliierten auf afrikanischem Boden Fuß faßten.  
Unser Freund Renaud kam mit seinem Motor-  
velo angefahren. Zwar war er Franzose, aber  
im side-car saß seine Frau, die Schweizerin.  
Schwyzer, der Baumeister, der alte, wertvolle,  
maurische Gebäude in Meknès und Fez kunst-  
voll reparierte, hatte sogar sein eigenes elegantes  
Pferd, und seine sanfte, kleine Freundin aus  
der Ostschweiz hatte nicht gescheut, den Weg auf  
der langen weißen „route des Zaers“ auf dem  
Fahrrad zu machen. Der schütterere, gebeugte  
Meier, der einen kleinen Zigarrenladen in Casa-  
blanca besitzt, war früher ein Plantagenbesitzer  
im Innern Afrikas und befehligte am Timbuktu  
ein Heer von Negern. Er saß bereits seit einer  
Stunde hinter einem Rosé, dem leichten, algeri-  
schen Wein, am Ramin, denn er hatte sich im  
Wagen eines bekannten, reichen Arabers mit-  
nehmen lassen. Der Farmer Braimont, der  
zwölf Kilometer weiter ein großes „bled“, ein  
Land besaß, kam mit seiner Frau, der Franzö-

sin, im Lastwagen angefahren, und mit ihm  
hatte sich auch eine frische, muntere, junge Ber-  
nerin, die zum Proteste ihrer Familie einen —  
allerdings gelehrten — Araber geheiratet hatte,  
eingefunden. Ihr schmalgesichtiger Gemahl in  
weißem Burnus, war zwar nicht dabei, er hätte  
auch unsern Dialekt kaum verstanden. Zuletzt  
erschien zu Fuß Lehmann, der vornehme Gen-  
fer, dem die angrenzende immense Farm mit  
den langen Reihen von Rebbergen gehörte. Er  
hatte mit seiner Frau den immerhin beträcht-  
lichen Weg von einer Stunde von einem Far-  
merhaus zum andern gemacht und teilte uns  
nun seine unterwegs gemachten Beobachtungen  
mit: Auf unserm Boden hatte sich der kleine  
Ahmed mit gestohlenen Tomaten im geblähten  
Burnus in sein Zelt geschlichen, und Mohammed  
hatte seine Frau mit einem Bambusstock geschla-  
gen. Nun, es war der letzte Abend im alten  
Jahr, man würde Ahmed nicht bestrafen, und  
Mohammed würde mit einem Verweise davon-  
kommen.

Die kleine, dicke, spanische Frau des Genfer  
Weinbauern kam freudestrahlend mit einem  
selbstgebackenen Kuchen im Arm dahergewat-  
schelt, und zum Schlusse drängte sich noch ein ehe-  
maliger Fremdenlegionär durch die Türe, ein  
Schweizer, der jetzt im Garten der Farm arbei-  
tete. Obgleich er erst vierzig Jahre zählte, hatten  
doch Sonne, Cafard und Strapazen sein Gesicht  
gegerbt und gezeichnet. Viele Fältchen spielten  
um seine listigen Augen, und die hohe Stirne  
war tief gefurcht. Wenn er von seinen Aben-